

Manon Fargetton

WOVON DIE
STERNE
TRÄUMEN

CARLSEN

Manon Fargetton: Wovon die Sterne träumen

»Zufall, Schicksal, Vorsehung, Fügung, Energieknoten, Planetenkonstellation ... Nennt es, wie ihr wollt. Ich nenne es Magie.«

TITOUAN verlässt sein Zimmer nicht mehr.

ALIX träumt vom Theater.

LUCE ist nach dem Tod ihres Mannes untröstlich.

GABRIELLE ist ihre Freiheit zu wichtig, um sich zu binden.

ARMANDS ganzes Leben kreist nur um seine Tochter.

Fünf Personen in ihrer jeweils ganz eigenen Welt. Doch eine unbekannte Nummer, die auf dem Display eines Telefons erscheint, genügt, um ihre Existenzen miteinander zu verflechten – und ihre Schicksale in ganz neue Richtungen zu lenken ...

»Eine Geschichte von ergreifender poetischer Kraft.«
Télérama

Wohin soll es gehen?



Buch lesen



Viten

*»Laissons-nous aimer
comme on cligne des yeux dans le plein soleil.«*

*»Lasst uns lieben,
wie man im grellen Sonnenlicht blinzelt.«*

Balmino, »Si vous saviez« (»Wenn ihr wüsstet«)

*Für den Jugendlichen, der mir nach einer Lesung
in seiner Klasse gestand, dass er immer noch mit Lego
spielt,*

*und der dachte, er sei der Einzige an seiner Schule,
der das noch tut. Ich kann mich nicht mehr an deinen
Namen erinnern.*

*Aber ich erinnere mich an dich und an dein Gesicht,
als ich dir erzählt habe, dass ich Erwachsene kenne, die
dieser*

*Leidenschaft – also der deinen –
ganze Kellergeschosse gewidmet haben.*

*Für Louanne, deren Energie, Aussehen
und tänzelnde Ballerinaschritte das Vorbild
für die Figur der Lila waren.*

PROLOG

Die Welt ist klein.

Sehr klein.

Es ist fast schon ein Jahrhundert her, dass ein ungarischer Schriftsteller in einer seiner Erzählungen die Idee entwickelt hat, jeder Mensch auf diesem Planeten sei mit jedem anderen beliebigen Menschen über eine Kette von fünf Beziehungen verbunden. In der Forschung wurde diese Theorie später das »Kleine-Welt-Phänomen« genannt.

Stellt euch das nur mal einen Moment lang vor, ganz bildlich: wie ihr die Hand einer Verwandten oder auch nur einer entfernten Bekannten ergreift, die wiederum einem ihrer Freunde die Hand reicht, dem ihr noch nie begegnet seid, und dann immer so weiter, bis sich eine Kette von sechs Personen ergibt. Auf diese Weise könnte man, von euch ausgehend, die ganze Menschheit miteinander verbinden. Egal, in welche Familie oder in welches Land man geboren wurde, ganz gleich welchen Beruf man ausübt, welche Träume man hegt, welche Ängste oder Fantasien, ob man seinen Geburtsort noch nie verlassen hat oder schon um die ganze Welt gereist ist – jeder von uns wäre über gerade mal fünf Zwischenstationen mit jedem beliebigen anderen verknüpft, von Mensch zu Mensch.

Natürlich hatte dieser ungarische Schriftsteller – Frigyes Karinthy, wenn ihr's genau wissen wollt – im Jahr 1929 noch nicht die technischen Möglichkeiten, seine hübsche Theorie zu beweisen. Und ich glaube auch gar nicht, dass er das wollte. Er war ein Dichter, wie ich, und Dichter ziehen das undurchdringliche Labyrinth der Träume oftmals der Genauigkeit von Daten vor.

Nun ist aber inzwischen das Internet aufgetaucht, mit seiner Vielzahl an sozialen Netzwerken. Und plötzlich sind all diese Dinge – der Beziehungsgrad zwischen den Menschen, alles, was uns trennt oder verbindet – genauestens quantifizierbar geworden. Und obwohl viele Menschen gar keinen Zugang zum Internet haben, scheint das Netz, das wir rund um den Erdball bilden, noch engmaschiger geworden zu sein, als unser lieber Frigyes sich das je hätte träumen lassen. Drei bis fünf Personen sollen mittlerweile genügen, um uns mit dem Unbekanntesten der Unbekannten zu verbinden. Verrückt, oder?

Und dann entstehen ja manchmal auch ganz neue Verbindungen, bei denen mehrere Zwischenglieder übersprungen werden und die Beziehungsketten sich nochmals verkürzen. Vollkommen unwahrscheinliche Begegnungen, die das Leben aller Beteiligten komplett auf den Kopf stellen können. Nennt es, wie ihr wollt: Zufall, Schicksal, Vorsehung, Fügung, Energieknoten, Planetenkonstellation ...

Ich nenne es *Magie*.

Und wenn ihr dann die ganze Geschichte kennt, wenn ich euch erzählt habe, was den Leuten darin widerfahren ist,

werdet ihr mir vielleicht zustimmen.

Licht

I. AKT

TITOUAN

»Da oben!«, ruft Lix.

Titouan fährt herum, zielt auf das Mädchen auf dem Balkon, feuert eine Salve ab.

»Hab sie.«

Er klettert rauf, gibt ihr aus nächster Nähe den Rest. Lix hat sich schon ein Stück von den Häusern entfernt. Titouan springt auf den Boden und folgt ihm, immer auf der Hut. Sie laufen einen Wiesenhang hinab, an einer verlassenen Hütte vorbei.

»Achtung, vor dir!«

Schüsse krachen. Titouan kann gerade noch die beiden bewaffneten Typen entdecken, bevor er sich hinter die Hütte wirft, getroffen. Trotzdem richtet er sich gleich wieder auf und feuert seinerseits auf einen ihrer Gegner, bis dieser zusammenbricht. Titouan nimmt die Ausrüstung des Toten an sich, darunter eine Waffe, die leistungsfähiger ist als seine. Lix wartet auf ihn, ein muskelbepackter Riese, dessen Körperbau so gar nicht zu seiner jugendlichen Stimme passen will. Auch er hat seine Waffe gegen eine andere eingetauscht. Gemeinsam stürmen sie weiter, umrunden einen großen Felsen.

»Da vorn auf dem Hügel sind auch noch welche!«, warnt Lix.

Sie verstecken sich hinter einem Baum, errichten hastig eine Bretterwand. Direkt davor geht eine Granate hoch. Titouan zückt seine Sniper, tritt aus der Deckung, legt das Auge ans Zielfernrohr. Der Typ auf dem Hügel schießt im selben Moment wie er.

»Scheiße! Ich bin down!«

»Ich helf dir.«

»Pass auf die Camper auf.«

Schon bald kann Titouan wieder aufstehen. Ihre Bretterwand ist zur Hälfte zerstört. Zwei Mädchen überraschen sie von hinten. Lix und er fahren herum, schießen.

Die Inselkulisse auf Titouans Bildschirm verschwindet.

»Scheiße noch mal!«, schimpft Lix in sein Mikro. »Die haben uns echt am Arsch gekriegt!«

Titouan lächelt. Er hat Lix noch nie in echt gesehen. Eigentlich weiß er nicht viel mehr von ihm, als dass sie ungefähr im gleichen Alter sind, beide in der Bretagne leben, dass Lix gern Theater spielt und allein bei seinem Vater wohnt. Aber durch das gemeinsame Spielen im Internet hat Titouan trotzdem das Gefühl, ihn gut zu kennen, schließlich reden sie jeden Tag miteinander. Und vieles sickert ja auch zwischen den Worten durch. Ein bestimmter Tonfall, ein unabsichtlicher Seufzer, die Jubelrufe, wenn sie gewinnen, und die derben Flüche, wenn sie verlieren ... Wenn Lix sich einloggt, weiß Titouan immer schon nach wenigen Worten, welche Laune er heute hat.

»Noch eins?«, schlägt er vor.

»Geht nicht. Ich muss noch für die Klausur in Geschichte lernen.«

»Ach komm, Mut zur Lücke ...«

»Nee, im Ernst«, beharrt Lix. »Krasser Tag morgen. Ich mach Schluss für heute.«

»Weichei!«

»Manche Leute haben eben auch noch ein echtes Leben!«

»Sag bloß ... Tschau, Alter.«

»Tschau.«

Sie gehen offline. Titouan nimmt die Kopfhörer ab, schaltet den Rechner aus. Einen Moment lang lauscht er auf die vertrauten Geräusche im Haus – die elektronische Musik seines älteren Bruders auf der anderen Seite des Flurs, das Gehopse seiner kleinen Schwester im Zimmer nebenan, das Radio unten im Erdgeschoss, das sporadische Surren eines Mixers. Er schiebt die Decke weg, sammelt ein paar herumliegende Legoteile auf und baut weiter an dem Baum, den er gerade am Fußende seines Bettes errichtet.

Hoch konzentriert verlängert er einen Ast, ohne dass die Konstruktion aus dem Gleichgewicht gerät. In Gedanken sieht Titouan seinen Baum schon vor sich. Das gefällt ihm ja so gut an Lego: wie sich diese kleinen, austauschbaren Plastikteile unter seinen Händen in etwas Einzigartiges verwandeln, wie er mit ihnen die Bilder in seinem Kopf zum Leben erwecken und eine ganze Welt erschaffen kann. Sein Zimmer steht voll mit seltsamen Figuren und anderen Dingen, inspiriert von dem Spiel, zu dem Lix und er sich jeden Tag treffen. Lauter Kreationen, die er irgendwann

wieder auseinandernehmen wird, um sie zu etwas Neuem zusammenzufügen. Seine Mitschüler haben schon vor Jahren damit aufgehört. Die Lego-Fans sind alle zu Minecraft gewechselt. Er nicht.

»Es gibt Essen!«, ruft seine Mutter am Fuß der Treppe.

Titouan rührt sich nicht. Mit unerschöpflicher Geduld setzt er seine Arbeit fort.

Hinter dem Baum kratzt ein Mäuschen an der Tür. Lila taucht zwischen den Zweigen auf, lange weißblonde Haare, blauer Gymnastikanzug und Jogginghose.

»Kommst du?«, fragt Titouans Schwester leise.

»Nein, das weißt du doch, Süße.«

Sie schluckt. Nickt.

»Das wird ja bestimmt wieder toll«, flüstert sie vorwurfsvoll.

Ihre zierliche Gestalt verschmilzt mit den Schatten im Flur. Wenig später verlässt auch Elliott sein Zimmer. Durch den Türspalt fällt sein Blick auf Titouan.

»Mann, du nervst«, knurrt er nur, bevor er mit der Anmut eines Diplodocus die Treppe hinunterpoltert.

Unten geht die Diskussion wieder los. Die Lautstärke steigert sich mit jedem Satz.

»Titouan! Es gibt Essen!«, brüllt sein Vater.

Kurz darauf stapft jemand die Treppe hinauf. Die Tür wird aufgerissen.

»Schluss mit dem Theater, Titouan. Du kommst jetzt runter zum Essen.«

»Nein.«

»Die Ferien sind vorbei, morgen fängt die Schule wieder an. Da musst du wohl oder übel hier raus.«

»Ich hab doch gesagt, ich geh nicht hin.«

»Als könntest du das schon entscheiden. Soweit ich weiß, bist du noch minderjährig, und ich bin dein Vater. Also gehst du morgen zur Schule.«

Titouan gibt keine Antwort. Durch die Lego-Zweige mustert er seinen Vater. Ein bisschen tut er ihm leid, so verkniffen und rot im Gesicht, krampfhaft um Autorität bemüht. Seine Mutter kommt hinzu. Besänftigend legt sie ihrem Mann die Hand auf den Arm und murmelt ihm ein paar Worte ins Ohr. Die Schultern seines Vaters sacken nach unten.

»Das geht nicht gegen euch«, wiederholt Titouan zum zehnten Mal.

Während der letzten drei Tage haben seine Eltern alle Register gezogen. Lange, verständnisvolle Gespräche, Strafandrohungen, die Sorge um seine Gesundheit ...

Aber nichts davon kann Titouan zum Einlenken bewegen. Seine Entscheidung steht fest.

Er wird sein Zimmer nicht mehr verlassen.

LUCE

Zwischen ihren Laken ausgestreckt starrt Luce auf die Leuchtziffern ihres Weckers.

7:59

Seit einer Stunde wartet sie nun schon, dass die Minuten verrinnen. Sie will nicht zu früh aufstehen. Sonst wird der Tag nur noch länger. Am schlimmsten ist der Nachmittag. Wenn sie ihren Einkauf erledigt, zu Mittag gegessen, ihr Geschirr gespült, abgetrocknet und zurück in den Schrank geräumt hat, ist Luce ganz allein der Stille in diesem viel zu großen Haus ausgeliefert. Für nichts hat sie die Energie. Selbst ein Buch aufzuschlagen, geht über ihre Kräfte. Manchmal schaltet sie den Fernseher ein, lauscht auf den Lärm der Welt. Mehr ist es ja auch nicht. Lärm, leere Worte, ohne jeglichen Austausch. Sie ist es schnell leid.

8:00

Luce schiebt die Decke zurück, stützt sich mit dem Ellbogen auf die Matratze. Eine Grimasse, ein Impuls, und sie sitzt aufrecht. Ihre Füße finden die Pantoffeln auf dem Teppich. Sie erkundet ihren müden Körper, horcht nach, welche Schmerzen sie den Tag über begleiten werden. Schließlich steht sie auf und geht ins Bad.

Zwischen dem cremefarbenen Waschbecken und der dazu passenden Toilette bleibt sie stehen, den Blick auf die Dusche gerichtet. Sie nimmt ihren ganzen Mut zusammen. Viel ist nicht mehr davon übrig, deshalb dauert es einen Moment.

Mit vorsichtigen Bewegungen zieht sie sich das Nachthemd über den Kopf, streift den Schlüpfer ab, hängt beides hinter die Tür. Der Spiegel wirft ihr ein verschwommenes Bild zurück, in dem sie Falten erahnt, vorstehende Knochen und erschlaffte Muskulatur. Luce ist jedes Mal überrascht, wenn sie sich sieht. Ihre Vorstellung von sich selbst ist im Alter von fünfzig Jahren stehen geblieben. Aber ihr Körper ist natürlich weiter gealtert. Und so weicht das, was ihr der Spiegel zurückwirft, immer mehr von ihrem Selbstbild ab.

Der warme Wasserstrahl massiert ihr die Schultern, weckt ihre Haut, lockert die Verspannungen. Sie setzt sich auf den Schemel, seift sich ein. Mechanische Bewegungen. Es gibt so viele Stellen, die sie gar nicht mehr erreicht. Die ewig nicht mehr berührt worden sind, nicht einmal von ihr selbst. Die längst tot sind.

Luce schaut nach unten. Im Becken zu ihren Füßen steigt das schmutzige Wasser immer höher. Der Abfluss ist verstopft, der müsste mal gereinigt werden, aber für solche Probleme war sonst immer Lucien zuständig. Und Luce braucht nur daran zu denken, dass man sich dafür hinknien muss, um es gar nicht erst zu versuchen.

Sie steigt aus der Dusche, wickelt sich in einen verschlissenen Bademantel.

Am Haken hängt, grau-grün gestreift, noch ein zweiter. Luce streicht mit der Hand darüber. Sie hat es nie übers Herz gebracht, ihn wegzuhängen. Alles andere, die Wäsche in der Kommode, die nutzlos gewordenen Unterlagen, das ganze Computerzubehör, die Rasiermesser und Aftershave, hat sie entsorgt. Aber nicht diesen Bademantel. Sie weiß nicht, warum, aber die Vorstellung, er könnte nicht mehr dort neben der Heizung hängen, ist ihr unerträglich.

Zurück in der Dunkelheit des Schlafzimmers, wird Luce plötzlich klar, dass heute Montag ist.

Der Montag.

Der Gedanke erschüttert sie zutiefst, ein inwendiges Beben, und die aufsteigenden Tränen brennen in ihren Augen. Sie muss sich hinsetzen, wieder zu Atem kommen.

Heute vor genau zwei Jahren hat Luce ihren Lucien verloren.

ARMAND

Armand gießt ein Glas Orangensaft ein und stellt es auf den Tisch, neben die mit Butter und Honig bestrichenen Toastscheiben. Seine Tochter erscheint in der Küchentür, knitteriges weißes T-Shirt, karierte Schlafanzughose, mittellanges, zerzaustes Haar.

»Gut geschlafen, Fröschlein?«

Sie knurrt irgendetwas Unverständliches, schlingt den ersten Toast im Stehen hinunter. Die Schleier des Schlafs hängen noch unter ihren geschwollenen Lidern.

»Ich bin seit mindestens zehn Jahren in der Lage, mir selber Frühstück zu machen, Papa.«

»Das will ich hoffen! Aber ich tu's halt gern.«

Alix verdreht die Augen, nimmt den zweiten Toast.

»Nun setz dich doch kurz mal hin«, drängt Armand.

»Keine Zeit.«

»Du hattest es schon immer zu eilig ...«

Vater und Tochter tauschen ein Lächeln. Armand zeigt auf den Toaster.

»Noch eins?«

»Nee, reicht. Danke.«

Sie kippt den Orangensaft in einem Zug hinunter und verschwindet wieder, um sich fertig zu machen. Armand

trinkt seinen Kaffee und geht ins Wohnzimmer, blättert in den Noten, die am Vortag mit der Post gekommen sind. Das *Violinkonzert in g-Moll* von Max Bruch und seine *Schottische Fantasie*. Beide hat er schon – Bruch ist einer seiner Lieblingskomponisten –, aber nicht in dieser alten Ausgabe, für die er einem amerikanischen Sammler ein kleines Vermögen bezahlt hat. Er überfliegt die Partitur. Die Klänge entfalten sich in seinem Kopf, seine Finger drücken imaginäre Saiten, ohne dass er es merkt. Ein zufriedenes Lächeln spielt um seine Lippen. Der einzige Luxus, den er sich gönnt: Sein Instrument, seine Noten und Alix. Alles andere ist nicht so wichtig.

»Ich muss los!«

In der Diele wirft sich Alix den Rucksack über die Schulter, öffnet die Haustür. Verstohlen überprüft Armand, ob sie warm genug angezogen ist. Das Frühjahr ist noch jung, trotz der Sonne, die durch die Straße flutet.

»Hast du noch Geld auf deiner Mensakarte?«

»Jaja.«

Sie drückt ihm einen raschen Kuss auf die Wange. Er fasst sie an der Schulter, hält sie zurück.

»Weißt du noch, wie ich Frau Feder immer einen Kuss geben musste, bevor wir zur Schule losgegangen sind?«

»Da war ich fünf, Papa.«

Sie wirbelt herum, ein Sonnenstrahl lässt ihre bunten Ohrringe aufblitzen.

»Ich fand das schön«, sagt er leise.

Armand schaut seiner Tochter nach, während sie in Richtung Schule davongeht, ihre Schritte im Takt der Musik, die in ihren Kopfhörern hämmert. Als sie um die

Ecke biegt, schaut er auf die Uhr. In zwei Stunden kommt sein erster Schüler. Gerade noch Zeit, sich etwas zu Mittag zu kochen, das Alix dann am Abend essen kann, bevor er zum Konservatorium los muss.

ALIX

Geschichtsbücher und -unterlagen liegen auf dem Tisch in der Schulbibliothek verstreut. Alix lässt das Mittagessen ausfallen, wie so oft, wenn nachmittags noch eine Klausur ansteht. Ihr Vater würde ausrasten, wenn er das wüsste. Nein, nicht ausrasten. Nur die Stirn in sorgenvolle Falten legen. Ihr Fragen stellen, mit seiner künstlich ruhigen Stimme, die seinen inneren Aufruhr verbergen soll. Dabei machen das alle an ihrer Schule so. Jedenfalls alle Mädchen. Ist ja auch nicht so, als hätte ihr Körper keine Reserven.

Außerdem hat sie ohnehin keine andere Wahl, wenn sie die Klausur bestehen will, denn gestern Abend ist sie doch wieder schwach geworden und hat noch mal eine Runde mit Titouan gespielt. Um den Kopf leer zu bekommen. Aber so ist er dann leider auch geblieben.

»Kann ich mich zu dir setzen? Ist sonst kein Platz mehr frei.«

Knallblaue Haare, Elfenbein-Teint, löchrige Strumpfhose unter einem schwarzen Minirock: Philippine, ein Mädchen aus ihrer Klasse. Sie sind nicht befreundet. Mit Freundschaften hat Alix sich immer schon schwer getan – als besäßen alle eine Gebrauchsanleitung dafür, nur sie

selbst nicht. Es käme ihr niemals in den Sinn, mit Philippine irgendetwas Persönliches zu besprechen. Aber sie arbeiten gern zusammen, melden sich oft für Partneraufgaben und warten in den Pausen zusammen auf dem Gang, bis der nächste Kurs anfängt. Alix räumt einen Teil des Tisches frei und steckt die Nase wieder in die Bücher.

Für Klausuren lernen konnte sie immer schon gut. Sie schreibt keine Karteikarten oder so. Die braucht sie nicht. Wenn man den Lehrern richtig zuhört, weiß man ziemlich schnell, was ihnen wichtig ist. Und das muss man dann lernen. Alix prägt sich auch immer zwei, drei Schaubilder ein, die sie dann bis zum Letzten ausschachtet, egal wie die Fragestellung lautet. Und fertig ist die Laube.

Um ihr Abi macht sie sich keine großen Gedanken. Sie wird es bestehen. Sie hat gar keine andere Wahl. Das Abi ist der Schlüssel zu der Tür, hinter der ihr Leben endlich beginnt.

Paris. Das Theater.

Schon bei dem Gedanken schlägt ihr Herz schneller. Ihr Stift gleitet über die Kästchen auf dem Blatt. Sie denkt nicht nach, lässt die Sätze fließen. Ihr Verstand fliegt von Punkt zu Komma, kristallklar.

Halte an deinen Träumen fest und geh einfach los. Gib nicht auf. Steig hundert Mal auf denselben Berg, wenn es sein muss, solange du sicher bist, dass du wirklich auf die andere Seite musst. Vielleicht musst du auch noch auf die andere Seite der anderen Seite, vielleicht liegt hinter dem Berg noch ein weiterer Berg: ganz egal. Gib nicht auf, denn

dort, am Horizont, wachsen deine Träume. Du hast Angst? Dann schrei, brüll, sing, so laut du kannst. Hol dir die Luft, die du brauchst. Spürst du das Feuer, das durch deine Adern rinnt und dich verzehrt? Diese Energie, die in dir brodeln, die Ungeduld in jeder deiner Gesten? Natürlich spürst du es. Nutze dieses Feuer. Mach es zu deiner treibenden Kraft.

Alix liest ihren Text noch mal durch. Er gefällt ihr. Sie schiebt ihn unter ein Heft, bevor Philippine ihn sehen kann.

Von solchen Fragmenten hat sie Hunderte. Die schreibt sie schon seit eh und je, ohne sie jemandem zu zeigen.

Sie versucht, sich wieder auf Geschichte zu konzentrieren, aber ihre Gedanken schweifen zum Theaterkurs heute Nachmittag ab. Ende Juni wollen sie ein Stück aufführen, an dem sie schon seit November arbeiten. *Der Kirschgarten* von Tschechow. Es handelt von einem Gutshaus in Russland, das versteigert wird, um die Schulden der Eigentümer zu bezahlen, und von der Familie, die es dafür aufgeben muss. Alix spielt Anja, eine der Töchter. Der Autor wollte eigentlich eine Komödie schreiben, aber das hat nicht so ganz geklappt, denn das Stück ist in erster Linie traurig. Obwohl auch diese traurigen Gestalten schon irgendwie zum Lachen sind ...

Vor allem aber bereitet sie sich auf das Vorsprechen an einer Pariser Schauspielschule vor, an der sie nächstes Jahr studieren will. Wenn sie durchfällt, kann sie es im September auch noch an anderen Schulen versuchen. Aber eigentlich will sie unbedingt an diese. Die hat einen superguten Ruf. Außerdem hat Alix letzten Sommer bei der

Dozentin dort ein Praktikum gemacht, das war echt genial! Als würde sie eine neue Dimension entdecken. Als wäre ihre Welt ein bisschen größer geworden.

Schon seit mehreren Monaten arbeitet sie an den Szenen für die Aufnahmeprüfungen. Und einen freien Teil muss sie sich auch noch überlegen. Der kann, wie der Name schon sagt, jede beliebige Form annehmen. Gesang, Tanz, Musik, Live-Malerei, Pantomime, Marionetten ... Hauptsache, es ist irgendwie persönlich. Gabrielle, seit vier Jahren ihre Theaterlehrerin, meinte, damit würde man sich der Jury quasi vorstellen. So nach dem Motto: »Hier bitte, das bin ich.« Alix hat noch zwei Monate Zeit, sich ihren freien Teil zu überlegen und ihn einzustudieren. Aber je mehr sie darüber nachdenkt, desto weniger weiß sie, was sie machen soll. Sie hat überhaupt keine Idee. Kein Wunder, dass sie langsam panisch wird.

Alix zieht den Text, den sie gerade geschrieben hat, noch mal hervor. Wäre der vielleicht was?

Nein.

Nicht genug ... nicht genug.

Sie will einen großen Wurf landen. Unvergesslich sein.

Eine Art, mich vorzustellen. Aber wer bin ich denn? Wer bin ich wirklich?

Eine Klingel reißt Alix aus ihren Gedanken. Nur noch knapp eine Stunde bis zur Klausur. Sie schiebt ihre Träume vom Theater beiseite und konzentriert sich auf den Algerienkrieg.

ARMAND

Armand begrüßt seine fünfte Schülerin an diesem Nachmittag, lässt sie die Geige auspacken.

Ein Posaunist geht am Fenster vorbei, sein Instrument auf dem Rücken, dann ein Kind mit seiner Mutter, die verspätet zur musikalischen Früherziehung hetzen. Alle schauen kurz zu ihm hinein, wenn sie die drei Stufen der Außentreppe hinaufsteigen und hinter der schweren Eichentür des Konservatoriums verschwinden.

Armand gefällt die Lage seines Raums in einem Vorbau des großen Gründerzeitgebäudes. Das kommt seiner Neugier entgegen. Er beobachtet das Kommen und Gehen seiner Kollegen, wechselt durchs Fenster ein paar Worte mit ihnen. Nichts entgeht ihm.

»Sagst du mir noch mal, was ich dir über die Ferien aufgegeben hatte, Laura?«

»Den Mozart und eine Etüde.«

»Dann fang mit der Etüde an.«

Das junge Mädchen klemmt sich die Geige unters Kinn, holt Luft. Eine Reihe hoher Töne erhebt sich in den Raum.

»Breiter!«, wirft er ein, während er ihr gleichzeitig bedeutet, nicht aufzuhören.

Gabrielle taucht draußen vorm Fenster auf, in einen langen Samtmantel gehüllt. Sie bleibt stehen, um ihre Zigarette aufzurauchen, grüßt ihn mit einem ironischen Heben der Augenbrauen. Fragend erwidert er ihren Blick, will wissen, worüber sie sich amüsiert.

»Clara«, formt sie mit den Lippen.

Er beißt sich auf die Lippen, um ein Lächeln zu unterdrücken. Nach der letzten Konferenz vor den Ferien ist Armand am Arm der neuen Gesangslehrerin, Clara, verschwunden. In den zehn Jahren, die Gabrielle und er sich schon kennen, ist sein Ruf als Frauenheld ein Running Gag zwischen ihnen geworden. Sobald sich die Gelegenheit bietet, wird sie ihn einem gründlichen Verhör unterziehen.

Er macht eine Geste, als würde er sich die Lippen verschließen. Gabrielle verdreht die Augen. Drückt mit einem herausfordernden Lächeln ihre Zigarette im Ascher aus. Ich-werd-dich-schon-noch-zum-Reden-bringen. Dann geht sie durch den Park in Richtung Theatersaal davon.

»Bei dieser Abwärtslinie musst du die Töne stärker voneinander trennen«, erklärt Armand seiner Schülerin.

Er greift zu seinem eigenen Instrument, spielt es ihr vor. Sie wiederholt die Stelle.

»Besser!«

GABRIELLE

Im Theatersaal des Konservatoriums.

ALIX: Hi!

GABRIELLE: Hallo. Schöne Ferien gehabt?

ALIX: Sehr ruhig.

GABRIELLE: Kannst du deinen Text?

ALIX: So halbwegs.

GABRIELLE, streng: So halbwegs?

ALIX: Ach komm, du weißt schon ...

Das junge Mädchen wirft seinen Rucksack in die Ecke, zieht die Jacke aus. Gabrielle unterdrückt ein Lächeln, während die anderen Schüler nach und nach eintrudeln.

GABRIELLE: Zwei nach sechs. Tür zu, bitte!

SIMON: Timothée und Margaux sind noch nicht da.

GABRIELLE: Timothée ist krank, und Margaux hätte halt pünktlich kommen müssen.

Na los, Tür zu.

Simon gehorcht.

GABRIELLE: So, meine Süßen, uns bleiben noch knapp zwei Monate

bis zur Aufführung.

Und die unter euch, die sich für ein Studium bewerben, haben jetzt sogar doppelte Portionen auf dem Teller.

Simon, Alix, Lola,

ich weiß, dass ihr euch gerade aufs Abi vorbereitet, aber

wenn nicht schon geschehen,

wird es höchste Zeit, euch einen Zeitplan zu erstellen, der nicht nur die Gruppen-

SONDERN AUCH

die Einzelproben umfasst.

Und ich möchte ZEITNAH eure freien Teile sehen.

Gebt das bitte auch an Timothée weiter.

Alles klar?

Schüchternes Klopfen an der Tür. Das runde Gesicht von Margaux taucht im Rahmen auf.

GABRIELLE: Du bleibst draußen.

MARGAUX: Ich kann nichts dafür, mein Vater hat vergessen ...

GABRIELLE: Interessiert mich nicht.
Du kennst die Regeln
in diesem Kurs.
Raus mit dir.

*Margaux schließt wieder die Tür. Die anderen Schüler
wechseln betroffene Blicke.*

GABRIELLE: Ihr findet mich zu streng?
Im Leben ist alles eine Frage
des Engagements.
Wofür seid ihr bereit eure Zeit
und Energie zu opfern?
Wenn es nicht das Theater ist, seid ihr hier falsch.
An Kinderbetreuung hab ich kein Interesse.
Ich bin anspruchsvoll,
weil ich an euch glaube.
Kurze Stille.
Alix, du gehst als Erste auf die Bühne.
Welche Szene spielst du? *Geschlossene Gesellschaft* oder
Antigone?

ALIX: *Geschlossene Gesellschaft.*

GABRIELLE: Also, alle zum Aufwärmen, danach sehen wir uns das an.

ALIX

Alix überspringt ein paar Stuhlreihen und hüpft, in einem Wirbel aus bunten Socken, mit den anderen auf die Bühne. Das Lampenfieber liegt ihr wie ein Kloß im Magen, wie jedes Mal, wenn sie auftreten, sich den Blicken der anderen aussetzen soll. Sie liebt dieses Gefühl.

Alle suchen sich einen Platz auf der Bühne, angeleitet von Gabrielles Stimme.

»Verteilt euch im Raum. Die Ecke dahinten ist noch frei, warum ist da keiner?« Alix macht einen Schritt zur Seite, um die Leere zu füllen. »Unzentrierter Blick, neutrales Gesicht ... Nehmt die anderen wahr. Atmet. Entspannt euch, lasst die Schultern locker ...«

Das Aufwärmen geht weiter. Nach einer Reihe von vertrauten Übungen setzen die anderen sich wieder in den Zuschauerraum, lassen Alix allein auf der Bühne zurück. Gabrielle sitzt an ihrem gewohnten Tisch, holt ihr Heft hervor, ihren Stift. Alix schlüpft in ein paar hochhackige Schuhe, die sie extra für diesen Monolog gekauft hat. Als sie in den Ferien zur Übung mit ihnen durchs Haus gelaufen ist, hat ihr Vater das Gesicht verzogen – als wäre das ihrer nicht würdig, zu girlymäßig, zu aufreizend, zu weit von dem braven kleinen Mädchen entfernt, das sie für